Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 18 (1934)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Trost auf dem Büchertisch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

entstehen muß, es gebe einen Verein dieses Namens, eine bewußte und wohlüberlegte Irreführung, die auf der äußersten Grenze des Anständigen liegt. Den guten Glauben für seine Auffassung von unserm Verhältnis zum Deutschen Sprachverein, dessen „Filiale" wir seien, kann man ihm trotz allem zubilligen deshalb, weil bis vor kurzem im „Geschäftlichen Teil" der „Muttersprache" jeweilen eine Uebersichtstafel erschien, in der die „Höhe der Mitgliederbeiträge" angegeben war für die „Zweigvereine und Tochtervereine" im reichsdeutschen Gebiet, in Oesterreich und Böhmen und „in der Schweiz". Das war rein rechnerisch gemeint, nicht vereinsrechtlich, aber für den Unkundigen war es in der Tat irreführend, und wir haben auch Mitglieder, die daran Anstoß nahmen. Wenn wir ein Zweigverein des Deutschen Sprachvereins wären, müßte das in unsern Satzungen stehen; auch wäre dann jedes Mitglied unseres Vereins zugleich Mitglied des Deutschen Sprachvereins und erhielte dann dessen Zeitschrift unentgeltlich, während nur etwa zwei Drittel unserer Mitglieder sie beziehen und das gegen einen Zuschlag. Da es sich bei dieser Uebersicht um eine bloße Formsache handelt, hat die Geschäftsleitung des Deutschen Sprachvereins auf unser Gesuch diese Darstellung sofort aufgegeben.

Da es uns nicht gleichgültig sein konnte, wenn wir in dem doch ziemlich stark verbreiteten „Schweizer Spiegel" in diesem ganz falschen Lichte erschienen, verlangten wir nochmals Gelegenheit zur Widerlegung, und seine Schriftleitung, obwohl sie grundsätzlich auf Freis Seite steht, war so anständig, sie aufzunehmen (April 1934, S. 75, wieder unter dem allerdings unrichtigen Titel „Reichsdeutsch und Muttersprache" — Reichsdeutsch für Schriftdeutsch). Wir nahmen darin den guten Glauben, den Frei dem Schriftführer des Sprachvereins in einem persönlichen Briefwechsel ein Vierteljahr vor dem Erscheinen der „Replik" zugebilligt hatte („Ich bin selbst überzeugt, daß auch Sie für unser Vaterland nur das Beste wollen"), auch für den Sprachverein in Anspruch, und Frei hat uns darin ausdrücklich zugestimmt und für die Aufklärung gedankt, wenn er auch grundsätzlich immer noch anderer Ansicht ist. Uebrigens hatte er schon in seiner Replik erklärt, er habe „nichts gegen eine vernünftige Sprachreinigung" (wie üblich), er sei nur „gegen die sprachliche Gleichschaltung".

In seinem leidenschaftlichen Kampfe gegen eine Gefahr, die er nach unserer Meinung überschätzt und wir nach seiner Meinung unterschätzen, hat Frei im letzten Jahre auch einen „Schweizer Schutzbund" gegründet, den er selber leitet und der seine „Sektionen" u. W. in Zürich (unter seiner Leitung) und Basel hat. Zweck des Vereins mit dem etwas allgemein gehaltenen Namen ist „die Wahrung der kulturpolitischen Interessen unseres Staates". In seinem Kampfe „gegen die ausländische Sprach- und Kulturpropaganda und gegen die Uebernahme sogenannter völkischer Ideologien" hat Frei, wie wir gelegentlich in der Zeitung lasen, unsern Verein ausdrücklich angegriffen. Aber das war im Laufe des Winters, und nachdem wir ihm mündlich und schriftlich seine verschiedenen Irrtümer nachgewiesen haben und er uns für die Aufklärung öffentlich gedankt hat, wird er uns künftig doch wohl etwas sachlicher behandeln und seine Worte gründlicher überlegen. Wenn er den Widerspruch gegen politisch-alldeutsche Ansprüche, etwa gegen erdkundliche Behauptungen wie die, die deutsche Schweiz sei „deutscher Boden unter fremder Herrschaft", zu seinen Aufgaben zählt, so tut er das, was wir letztes Jahr in unsern „Mitteilungen" auch getan haben. Gegen eine vernünftige Sprachreinigung hat er ja auch nichts einzuwenden und erklärt die Forderung nach einem „korrekten Schriftdeutsch" für überaus notwendig — also löse er seinen Schutzbund auf und komme zu uns; er soll uns willkommen sein! — Wir gedenken in Zürich einmal eine gemeinsame Aussprache der beiden Vereine zu veranstalten; es wundert uns nur, ob der Schutzbund die Einladung dazu annehme.

Trost auf dem Büchertisch.

Da ist also ein besonderer Schweizer Schutzbund gegen unsere deutschschweizerische Sprachgemeinschaft mit dem Reiche gegründet worden, und immer wieder hört man, besonders aus Lehrerkreisen, das Schriftdeutsche sei für uns eine „Fremdsprache". In der „Weltwoche" stand kürzlich, der deutschschweizerische Rundfunksender sollte grundsätzlich schweizerdeutsch geführt werden; denn „wer behauptet, Hochdeutsch sei unsere Muttersprache, der lügt". (Und wer sagt, Kellers Lied „O mein Heimatland" sei in einer Fremdsprache gedichtet, sagt der die Wahrheit?). Gelegentlich hört man auch die Gründung einer „deutschschweizerische Akademie" vorschlagen, die eine deutschschweizerische Schriftsprache vorzubereiten hätte, usw.

Aber unterdessen erscheint, von tüchtigen Fachleuten geschrieben, in unserm Lande ein Buch um das andere, das uns zu einem guten Deutsch anleiten will im Sinne der Sprachgemeinschaft aller Deutschsprechenden inner- und außerhalb des Reiches. Da kam 1932 eine Schrift heraus: „Wie schreibe ich einen guten Reklametext?" (von H. Behrmann, Verlag Organisator A.-G. Zürich, 94 S., kart., 4 Fr. 50 Rp.). Die Werbetätigkeit ist heute ein Beruf, ja schon fast eine Wissenschaft, und bezieht ihre Grundsätze von Schopenhauer und Eduard Engel. So auch in diesem muntern Büchlein, das auch der lesen mag, der in der Sache nicht tätig ist und eher eine Abneigung fühlt gegen jene, die sie an ihm ausüben wollen, denn häufig verfahren diese Herren eben nicht nach Behrmanns Grundsatz: „sich den Gegenstand vorstellen, über den man, und den Leser, für den man schreibt, ehrlich sagen, was man weiß, und keine Worte machen, wo nichts zu sagen ist"! Da bringt er auch gleich den Anfang eines verfehlten Werbebriefes: „Es dürfte Sie interessieren zu erfahren, daß wir das größte Spezialhaus der Stadt in Damenmänteln sind" und fügt bei: „Nein, das interessiert den Leser nicht im geringsten". Behrmann hat Engels Stilkunst gründlich angesehen und nennt sie geradezu „die Bibel des deutschschreibenden Menschen, die zu lesen mehr Vergnügen als Arbeit" sei. Auch er warnt vor der schweizerischen „Eigenart", wenn sie einfach die Mundart übersetzt und schreibt (wie die Maßabteilung „Globus" am Zürcher Löwenplatz): „Das müßte der richtige Anzug für Sie geben". Schlamperei sei aber auch „die Anwendung gewisser Fremdwörter, die manchem als Zeichen „schweizerischer" Ausdrucksweise gilt. Ich weiß mich darin einig mit dem Deutschschweizerischen Sprachverein. Wenn ich in einem Exposé eine effektive Rendite des Projektes herauskalkuliere, die in einer Filiale deponierten Effekten notiere, für mein mondänes Etablissement einen routinierten Concierge zu engagieren wünsche, so muß diese Welscherei jedem Welschen von einigermaßen gesundem Sprachgefühl einfach auf die Nerven gehen und sollte es

jedem Schweizer deutscher Zunge ebenfalls." Er bekämpft die Ungenkrankheit, wo etwas „in die Erscheinung tritt", statt einfach zu erscheinen, und die Preise nicht herabgesetzt werden, sondern „eine Herabsetzung der Preise vorgenommen" wird, ferner die Schablonenwörter, die gerade im Reklamewesen blühen, wie die Edel-Zigarette und die Edel-Margarine (!) Wenn man dann gesehen hat, mit welcher Gründlichkeit, Sachkenntnis und Achtung vor der Sprache der Verfasser seinen Beruf betreibt, sieht man sich zum Schluß auch gern noch seine Beispiele an, von der anspruchslosen Möbelempfehlung bis zu dem im Stile Buschs gehaltenen Lied von der Waschmaschine und dem geistreichen Geschichtlein von den zwei in der Badewanne abgewaschenen „Vaterkomplexen".

Anfangs dieses Jahres erschien von demselben Max Wohlwend, dessen Buch über den kaufmännischen Briefstil wir in Nr. 1/2 l. J. empfohlen haben, eine Deutsche Sprachlehre für Kaufleute (Verlag des Schweiz. Kaufmännischen Vereins, Zürich, 131 S., Halbleinwand 4 Fr. 50 Rp.). An deutschen Sprachlehren, geschrieben von tüchtigen Schulmeistern (das Wort im besten Sinne genommen), ist gewiß kein Mangel; was dieses Buch auszeichnet, liegt in der Beifügung „für Kaufleute", und diese ist völlig berechtigt, weil das Buch von einem Kaufmann ist. Diese Verbindung eines tüchtigen Schulmannes mit einem tüchtigen Kaufmann in einer Person ist selten. Den ersten erkennen wir aus der klaren Anordnung und dem Reichtum an Uebungsstoff (nur der unsinnige Name, „Mitvergangenheit" für die Vorgegenwart sollte allmählich oder noch besser recht bald aus unsern Lehrbüchern verschwinden), den praktischen Kaufmann aus der Art dieses Stoffes, denn er ist hauptsächlich aus dem Gebiete des Handels genommen. Mit Recht wird da z. B. das Bindewort „indem" getadelt in dem Satz: „Wir können die Waren nicht schicken, indem ein Streik ausgebrochen ist", und zur Verbesserung gibt er den Satz auf: „Nachdem wir auf Ihre Bedingungen nicht eingehen können, müssen wir von diesem Geschäft zurücktreten." Dagegen scheint uns heutzutage die Unterscheidung zwischen „obschon" und „trotzdem" nicht mehr nötig; „trotzdem" ist wie „indem" und „nachdem" nachgerade aus einem Umstandswort zum Bindewort geworden, und ein Satz wie: „Trotzdem wir ihn gewarnt hatten, kaufte er die Papiere" darf heute anerkannt werden. Dagegen hätten wir bei der Unterscheidung von „als" und „wie" gern eine Warnung vor dem „wie" nach dem „Komparativ", der 1. Steigerungsstufe gesehen („Dieser Artikel geht besser wie jener"). Mit Schneid und doch mit Geschmack und Maß geht Wohlwend vor gegen die modischen Neuwörter wie Einstellung und Format, gegen unberechtigte Mundartwörter („Wir verdanken Ihnen Ihren Brief" statt „Wir danken Ihnen für ....") und gegen das überflüssige Fremdwort. Deutlich steht da der Satz, den wir im frühern Buch vermißt haben: „Vermeide überall das Fremdwort, wo es durch ein deutsches ersetzt werden kann (was meistens der Fall ist)", und dann folgen 3 Seiten mit Uebungen darüber. Eine weitere Seite ist der Uebung im Ersatz von „Interesse" und seinen Ableitungen gewidmet. Ebenso gut wie die Wortist die Satzlehre behandelt; der Verfasser bekämpft natürlich die bei Kaufleuten immer noch übliche Umstellung nach „und", aber auch die umständliche Leideform und den falschen Gebrauch der Zeitformen („Soeben trafen die neuesten Muster ein" statt „.... sind eingetroffen"), den Schachtelsatz, die Ueberfülle des Ausdrucks (was doch fast zu milde klingt für den „Pleonasmus") etwa in dem Satz „Wir sind in der Lage, Ihnen liefern zu können", und ihr Gegenstück, die Verkürzung, etwa durch Weglassung des „ich" oder „wir". Von den „Niederungen" der Sprachlehre, der Rechtschreibung und Zeichensetzung steigen wir hinauf zur Stillehre und zur Pflege der freien Rede. In einem Anhang finden wir eine knappe, übersichtliche Sprachgeschichte, dann je eine Liste schwer zu handhabender Tätigkeits- und Verhältnis- (Vor-)wörter („Rücksichtlich" wird mit Recht als schwülstig bezeichnet) und endlich ein Verzeichnis gebräuchlicher Abkürzungen mit ihrer Deutung und guten Winken dazu („Fr., nicht frs."). Ein ungemein praktisches und dabei geradezu unterhaltliches Buch.

Aber nicht nur in Wort-, Satz- und Stillehre wagt man heute dem Deutschschweizer Anpassung an seine Hochsprache, also, um das verpönte Wort zu gebrauchen, sprachliche Gleichschaltung zu empfehlen, — weil das eben mit Politik nichts zu tun hat — sogar den „helvetischen Schnabel" im buchstäblichen Sinne des Wortes erkühnt man sich zu verbessern. In der Zürcher Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur hat diesen Winter Emil Frank gesprochen über die Frage: „Wie soll der Deutschschweizer schriftdeutsch reden?" und ziemlich dieselben Forderungen aufgestellt wie Baumgartner in unserer Rundschau 1932, und da ist eben im Verlag A. Francke A.-G., Bern, eine „Sprechtechnik für Deutschschweizer" erschienen (121 S., kart. 3 Fr. 60 Rp.). Ihr Verfasser Christian Winkler ist allerdings mitteldeutscher Herkunft; sein Buch ist aber aus langjähriger sprecherzieherischer Arbeit mit Schülern des Basler Lehrerseminars und in schweizerischen Lehrerbildungskursen erwachsen, also aus unserm Boden und aus der Berührung mit unsern Sprachzuständen. Kein Geringerer als Otto von Greyerz hat ein empfehlendes Vorwort dazu geschrieben und darin die Pflege einer reinen deutschen Aussprache gefordert, gerade zum Schutze unserer Mundart, der mit einer saubern Trennung zwischen Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch viel besser gedient ist als mit dem halb mundartlichen, halb schriftsprachlichen Mischmasch, für den viele Deutschschweizer schwärmen, die daneben stolz sind auf ihren Pariser-„Accent" und ihr feines Londoner Englisch. Als ursprünglicher Ausländer steht Winkler allen unsern Mundarten gleich nah oder fern, und als Mitteldeutscher trägt er unserer Abneigung gegen allzu norddeutsche Lautgebung Rechnung. Auch dieses Buch ist sehr gründlich und doch anschaulich. Es geht von der Atmung aus und führt über Stimmbildung, Selbst- und Mitlaute, Lautangleichung, Stimmschonung, Leselehre bis zur freien Rede. In 47 Leitsätzen, die jeweilen aus dem Stoff herauswachsen, sind seine Forderungen und Ratschläge knapp zusammengefaßt, und in zahlreichen Uebungen ist Gelegenheit gegeben zur Anwendung. Nach Ziel und Weg ein sehr erfreuliches Buch, auf das wir stolz sein dürfen in einer Zeit, wo wir Sprache und Staat so scharf unterscheiden müssen, wo deshalb viele oberflächliche Schweizer Ueberpatrioten glauben, mit der Betonung der Staatsgrenzen auch die Sprach- und Kulturgemeinschaft künden zu müssen.

Es wird natürlich lange gehen, bis das alles Gemeingut geworden, was in diesen drei Büchern gelehrt wird, — wenn nur immer etwas läuft und der Karren nicht rückwärts geht, wie einige möchten.